In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 167. | Posen, den 24. Juli 1928. | 2. Jahrg.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

20. Fortsetzung.

Der Junge prallte vor dem dunklen Revolverlauf zurück, dann schüttelte er den Kopf: „Nicht verstehen.“

Im selben Augenblick blitzte ein Lichtstrahl auf, ein lauter Knall ertönte. Der Junge fiel auf den Bauch, laut jammernd vor Angst. Monty eilte, so schnell er konnte, vor sich hinmurmelnd ins Haus.

„Das nächste Mal schieße ich auf dich, statt auf den Baum,“ bemerkte Trent eisig. „Ich habe hier in der Nähe gelebt und kenne Eure Streiche. Du verstehst mich sehr gut, wenn du willst, und du mußt mich verstehen. Wer hat dich mit dem elenden Schnaps hergeschickt?“

„Onkel Sam.“

„Und was ist in der Flasche?“

„Rum, Massa, guter Rum. Bitte, Massa, halte Revolver nach anderer Seite.“

Trent nahm die Flasche auf, roch daran und schleuderte sie mit einem unterdrückten Fluch zu Boden.

„Wie oft hat man dich mit der Flasche hergeschickt?“

„Fast jeden Tag, Massa — wenn Massa Price fort ist.“

Trent nickte. „Gut. Jetzt höre zu. Wenn ich dich je wieder hier in der Umgegend oder anderswo bei ähnlichem ertappe, dann knalle ich dich nieder wie einen Hund. Und jetzt mach', daß du fortkommst.“

Der Junge eilte in großen Sätzen davon. Trent ging ins Haus und ließ sich bei der Frau des Missionars melden. Er wurde in eine Art Sprechzimmer geführt, und bald erschien die Frau des Hauses — eine zarte, blutarme Frau mit müdem Aussehen und mutlosem Ausdruck in den Zügen.

„Ich bedaure sehr, Sie stören zu müssen, Frau Price,“ sagte Trent, ohne Umschweife auf sein Ziel losgehend. „Ich möchte Sie gern über den alten Monty sprechen. Sie haben ihn schon eine Weile im Hause, nicht wahr?“

„Ungefähr fünf Jahre. Hauptmann Francis hat ihn zu uns gebracht. Er hat ihn in einem Negerdorf als Kriegsgefangenen gefunden.“

Trent nickte. „Ich nehme an, daß er auch etwas Geld für ihn zurückgelassen hat?“

Die Frau lächelte dünn. „Es war sehr wenig,“ gab sie zu; „aber wir haben es nie angerührt. Er ißt fast nichts, und das wenige, was er braucht, macht sich durch das bißchen Arbeit, das er für uns leistet, bezahlt.“

„Wußten Sie, daß er stark dem Trunk ergeben war?“

„Hauptmann Francis hat es uns gesagt. Das war wohl auch der Grund, weshalb er ihn bei uns lassen wollte. Er wußte, daß wir in unserem Hause keinen Alkohol dulden.“

„Es ist recht schade, daß Sie ihn trotzdem nicht von Monty haben fernhalten können. Sein Geist ist augenblicklich von Alkohol vollkommen getrübt.“

Die Frau sah ihn mit unverhehltem Erstaunen an. „Aber wie ist das möglich? Er hat keinen Pfennig Geld und verläßt nie unser Grundstück.“

„Das braucht er auch nicht,“ antwortete Trent bitter. „In Attra gibt es Menschen, die ihm gern zu einem schnellen Ende verhelfen möchten, und es ist ihnen schon ziemlich gelungen. Soeben erwischte ich einen Negerjungen, der ihm Rum brachte. Anscheinend ist ihm dieser regelmäßig zugesteckt worden.“

„Das ist ja schrecklich,“ sagte die Frau. „Mein Mann wird sehr peinlich berührt sein. Er wird sich einbilden, in gewissem Sinne das Vertrauen Hauptmann Francis' getäuscht zu haben.“

„Es ist ja nicht Ihre Schuld,“ beschwichtigte Trent. „Ich will Ihnen die Sache klarlegen. Sie dürfen aber nicht darüber sprechen. Monty ist reich, wenn er erhält, was ihm zukommt, und dafür werde ich sorgen. Er wird mich nach England begleiten; aber meine Abreise verzögert sich um einige Wochen. Wenn Sie solange für ihn sorgen wollen, bis ich zurück bin, und jemand beauftragen, ihn Tag und Nacht zu bewachen, werde ich Ihrem Manne hundert Pfund für seine Missionskasse geben und eine Kirche bauen lassen. Es ist, wie ich sage. Sie brauchen mich nicht anzusehen, als ob ich wahnsinnig wäre. Ich bin reich, das ist alles, und ich kann das Geld entbehren. Aber ich muß mich darauf verlassen können, daß Monty hier geborgen ist, bis ich nach England zurückfahre. Wollen Sie dafür sorgen?“

„Ja,“ erwiderte die Frau aus vollem Herzen. „Das will ich. Wir werden uns alle Mühe geben.“

Trent legte eine Banknote auf den Tisch. „Dieses nur als Beweis, daß ich es ehrlich meine,“ sagte er und erhob sich. „Ich werde ungefähr einen Monat im Inland bleiben. Sorgen Sie gut für den alten Mann. Es wird Sie nicht gereuen.“

Tief in Gedanken versunken, ging Trent zur Stadt zurück. Er sah jetzt deutlich seinen Weg vor sich. Er war entschlossen, Monty mit nach England zu nehmen und den Folgen ins Auge zu sehen.

XXV.

Die Pfeife zwischen den Zähnen und den Rücken gegen eine Palme gelehnt, verbrachte Trent, auf dem Gipfel eines kleinen Hügels sitzend, eine Stunde des Nachdenkens in der reglosen Stille der tropischen Nacht.

Obwohl er sich gewöhnlich eines gesunden Schlafes erfreute, war er diesmal von dem Augenblick an, da er seinen Kopf in die Kissen gelegt, von Schlaflosigkeit gequält worden. Und die Marter war nicht nur ungewohnt, sondern schien auch gegen alle Mittel, sie zu bekämpfen, gefeit. Daher war er aufgestanden und hatte sich aus dem kleinen Lager entfernt. Seine Gefährten schliefen fest in der tropischen Dunkelheit, einer so dichten Dunkelheit, daß trotz der Hitze ein Feuer angezündet worden war, um dem unbestimmten Gefühl der Beklemmung, das solch schwarze Finsternis mit sich bringt, zu entkommen. Die Holzstapel brannten jetzt mit einer schwachen, ersterbenden Glut in dem vollen gelben Mondlicht, das endlich aufgekommen war und die Landschaft beschien.

Von seiner höher gelegenen Warte aus konnte Trent kilometerweit den Weg erkennen, den sie am Tage zurückgelegt hatten; die weißen Pfähle, die von den Aufsehern gesetzt worden waren, und im Hintergrund die Berge Bekwandos. Eine Woche angestrengter Arbeit lag hinter ihm. Er hatte großen Wirrwarr, Unzufriedenheit und Mutlosigkeit vorgefunden. Der englische Vertreter der Bekwando-Gesellschaft war im Begriff, seinen Kontrakt zu brechen. Die Aufseher gaben viel Geld aus, ohne einen energischen Versuch zu unternehmen, mit der unsagbar schwierigen Arbeit zu beginnen. Ueberall schien man sich der Auffassung hinzugeben, die Ausführung von Trents Plänen sei eine Unmöglichkeit. Vor allem lag der Weg noch vollkommen im Argen. Man erklärte Trent freimütig, daß die hierfür erforderlichen Arbeitskräfte nicht aufzutreiben seien. Glücklicherweise kannte er die Gegend und war ein energischer Mann. — Sobald er persönlich erschien, begannen die Angelegenheiten sich von selbst zu ordnen. Er hatte Onkel Sam als eine Art Arbeitgeber und Chef angetroffen und ihm stehenden Fußes gekündigt, was zur Folge hatte, daß sich sofort die doppelte Anzahl Neger meldete. Er hatte noch andere Hilfskräfte gefunden und ließ sie sofort an die Arbeit gehen, mit verächtlicher Gleichgültigkeit gegen den oft ausgesprochenen Zweifel des englischen Landvermessers, daß die Anlage des Weges eine Unmöglichkeit sei. Er selbst hatte die Aufseher ausgesucht mit dem unbestechlichen und angeborenen Scharfblick für den menschlichen Charakter, der unter diesen Umständen fast genial genannt werden konnte. Mit Bleistift hatte er auf einem halben Bogen Briefpapier einen Weg skizziert, der wenigstens einen der Landvermesser zum Nachdenken gebracht und seine Achtung vor dem englischen Kapitalisten stark hatte zunehmen lassen. Jetzt war er auf dem Rückweg einer Wanderung, die sie in die Nähe Bekwandos geführt hatte, in der gleichen Richtung, in der er seinen Weg anlegen wollte. Die vorbereitenden Maßnahmen hatten bereits eingesetzt. Hunderte von Eingeborenen, die sie auf ihrem Zuge zurückgelassen hatten, waren beschäftigt, Palmen zu fällen, das Unterholz wegzuschlagen, überall den Boden zu roden und ihn für den Weg bereit zu machen, der von dem Dorf Bekwando nach der Seeküste führen sollte. Telegramme waren über ihre Fortschritte nach London geschickt; abgesehen von anderen möglichen Folgen wußte Trent, durch seine Anwesenheit hier der Gesellschaft ein Vermögen erspart zu haben.

Das Mondlicht nahm zu — die ganze Gegend lag jetzt wie eine Landkarte vor ihm ausgebreitet. Die Arme verschränkt und eine frisch gestopfte Pfeife im Munde, starrte Trent, mit dem Rücken gegen den Baum gelehnt, vor sich hin. Anfangs sah er im Geist den Weg vor sich, der sich breit und weiß bis zum Horizont erstreckte, und auf dem Ochsenwagen fuhren. Dann verschwand die Vision plötzlich, ein Mädchenantlitz sah ihn lachend an — ein Antlitz, dessen Ausdruck fortwährend wechselte —, fröhlich und lebhaft in einem Augenblick, im nächsten ruhig und hinreißend schön. Er sog ungestüm an seiner Pfeife. Tausend widerstrebende Gefühle tobten in ihm. Erst war es Irene, die vor seinem inneren Auge schwebte, dann wieder das kleine Mädel, das ihm aus dem verblaßten Bilde entgegenlachte. War in der Frau das zur Entfaltung gekommen, was das Bild versprach? Auf jeden Fall war er sich bewußt, hier die schwache Stelle seines Lebens zu finden. Der sonderbare Anfall von Sentimentalität, der ihn veranlaßt hatte, um das Kinderbild zu spielen, war ebenso plötzlich in brennende Liebe umgeschlagen, als er später das Mädchen selbst kennen lernte. Allen Ehrgeiz nach Macht und Reichtum überragte jetzt weit ein Verlangen, das die hauptsächliche Triebfeder seiner Handlungen geworden — ein Verlangen, obwohl primitiv, so doch alles andere beherrschend — das Verlangen eines starken Mannes nach einer Frau, die er liebt. In London hatte er sich dieses nicht einzugestehen gewagt. Hier, in der wilden Einsamkeit, war er, wieder Herr seiner Gedanken — Träume, die ihm die schönsten und kühnsten schienen, die er je gehegt, stachelten seine Phantasie an und entzündeten seine Sinne, bis das Blut in seinen Adern in einer neuen Melodie zu pochen schien. Das waren herrliche Augenblicke für ihn.

Ein kühler Wind blies jetzt über die Ebene, und seine Pfeife war fast ausgebrannt. Vielleicht würde er jetzt eine Stunde schlafen können. Er stand auf und streckte sich, gähnte und warf noch einen letzten Blick auf die vom Mondlicht überflutete Umgebung. Plötzlich blieb er in einer Haltung atemloser Spannung stehen. Dort hinten, am Rande des Unterholzes, sah er menschliche Gestalten sich bewegen. Sie kamen langsam näher, zu Tode erschöpft und mit wunden Füßen. Einer von ihnen jedenfalls war ein Europäer, und trotz der Entfernung erkannte Trent, daß sich alle in üblem Zustand befanden. Er überzeugte sich, daß sein Revolver noch im Gürtel stak; dann ging er eiligst den Hügel hinab, ihnen entgegen.

Mit jedem Schritt konnte er sie besser erkennen. Es waren fünf Neger, dann ein Eingeborener eines ihm unbekannten Stammes und ein Europäer, der beim Gehen hin und her schwankte und scheinbar nicht mehr weit vom Zusammenbrechen entfernt war. Sie begrüßten Trents Annäherung mit einem schwachen Schrei. Er war bereits ganz nahe herangekommen, als er den Europäer erkannte. Ein leichter Ausruf entschlüpfte ihm: Hauptmann Francis

Im nächsten Augenblick standen sie sich gegenüber, doch Francis gab kein Zeichen des Erkennens von sich. Seine Augen waren blutunterlaufen, ein struppiger Bart verbarg seine Züge, seine Kleider hingen ihm in Fetzen vom Körper. Er befand sich in einem jämmerlichen Zustand. Als er sprach, klang seine Stimme schrill und gebrochen

„Wir sind halb verhungert," brachte er mühsam hervor. „Können Sie uns helfen?"

„Gewiß doch, natürlich," antwortete Trent hastig. „Folgen Sie mir, wir haben Nahrungsmittel im Ueberfluß."

Die kleine Truppe schlürfte mühsam hinter ihm her, und wenige Minuten später erreichten sie das Lager. Trent rief seine Gefährten, eiligst wurden Pakete geöffnet und ein Mahl zubereitet. Fast kein Wort wurde gesprochen, keine Frage gestellt. Einige der Neger schienen sich am Rande des Wahnsinns zu befinden. Francis selbst war sehr erschöpft und einer Ohnmacht nahe. Trent brachte Wasser zum Kochen und bereitete eine Bouillon. Den ersten Löffel konnte Francis nicht durch die Kehle bekommen. Sein Hals war angeschwollen, und seine Augen boten einen fürchterlichen Anblick. Trent, der bereits mehr Menschen in einem derartigen Zustand gesehen hatte, flößte ihm ganz kleine Mengen der Brühe ein und goß ihm etwas Kognak zwischen die Zähne. In diesem Augenblick gönnte er sich keine Sekunde Zeit zu bedenken, daß er dabei war, dem Mann das Leben zurückzugeben, von dem er mehr als von einem anderen Menschen auf der Welt Unheil zu erwarten hatte.

„Etwas besser?" forschte er schließlich.

„Viel. Ein Riesenglück, daß wir Sie hier getroffen haben. Was machen Sie hier? Gold suchen?"

Trent schüttelte den Kopf. „Augenblicklich nicht. Wir vermessen einen neuen Weg von Bekwando nach Attra."

Francis sah erstaunt auf. „Davon habe ich noch nichts gehört. Aber dann harren Ihrer große Schwierigkeiten. Die Leute Bekwandos führen den Kriegstanz auf, und der König hat sich bereits seit drei Tagen mit dem Medizinmann eingeschlossen und noch kein Wort gesprochen. Wir kamen aus dem tieferen Inland zurück und hofften, bei ihnen Essen und Trinken zu bekommen. Bisher waren sie immer verhältnismäßig freundlich zu uns, diesmal jedoch haben wir kaum das Leben dabei gerettet."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Abrechnung.

Von Franz Friedrich Oberhauser.

„Kornelius," sagte der Reeder langsam, mit angstverwirrter Stimme, „hör mich an, Kornelius! Mein bestes Schiff, die „Sechs Brüder" — in Seenot bei Java; Ladung fünfmalhunderttausend . . ."

Sorge hatte ihn hierher getrieben; er wäre nie gekommen. Er stand mitten im Kontor. Durch die Fenster funkelte der Hafen. Aber Kornelius, der Sohn des alten Reeders Witt, drehte sich nicht um, obwohl ihn diese Stimme seit Jahren wieder das erstemal traf. „Ich gebe fünf Prozent!" hörte er den andern reden. „Du gibst mir das Geld? Du hast es!"

Aber der junge Witt schwieg.

„Fünf Prozent, bin ich dir nicht gut genug?" bat Holger.

„Zwanzig Jahre hast du gebraucht, um meine Tür zu finden," sagte endlich Kornelius, ohne sich umzudrehen. „Du bist gekommen, aber ich habe dir nicht aufgetan!"

„Zwanzig Jahre! Und das Maß ist noch nicht voll?"

„Ich habe kein Maß, um diesen Tag zu messen!" Er schiebt eine indische Vase mit Karolina-Rosen in die Mitte des Schreibtisches. „Der Tag der „Karolina". Sie war unser bestes Schiff. War es nicht auch in der Klippengegend von Surabaja? Wie hoch stand seine Ladung? Es war vergeblich; es hatte den heimatlichen Hafen nicht mehr erreicht." Kornelius griff leise nach den wundervollen großen Blüten. Er stand auf und sah in den Hafen hinunter. Ein altes Segelschiff zog aus der Ferne herein. Kleine Dampferchen schleuderten silberne Dampflanzen in die Luft. Die abendliche Sonne spielte mit den Wassern.

„Fünfmalhunderttausend, Kornelius! Ich gebe acht Prozent! Du wirst mich nicht allein lassen. Du hast das Geld!"

„Nicht mehr, als du meinen Vater allein ließest. Ich helfe dir, wie du ihm geholfen hast! Gleiches Recht! Wie sagtest du damals? Ein starker Mann prüfe sein Herz! Er trage das Schicksal allein!"

„Damals . . . damals!"

„Die Gesetze kennen keine Zeit. Was gut ist, bleibt gut, was böse ist, bleibt böse!"

Jeder Augenblick war für Holger wie der Hieb eines Richters. Das Schicksal hielt Abrechnung. Es hatte keinen anderen Weg gegeben als zu Kornelius. Er hatte überall gesucht, aber das Schicksal ist von zwingender Gewalt. Er wäre nie gekommen; aber ist in der Stunde der Gefahr nicht am größten die Sorge und die Hoffnung? Wie klein wird Stolz und Scham! Wenn nun Kornelius ihn verließ?! Er würde Schiff, Geschäft, mehr noch, er würde diese demütigende Bitte um Verzeihung verlieren; doppelt und dreifach verlieren. Seltsam, wenn der Mensch in der Not ist, fordert er vom nächsten Hilfe; und sein Glaube ist nur der, daß der Nächste gut und hilfreich ist . . .

„Zehn Prozent!" redet Holger zu seinem Feind. Wie klein er sich fühlt, wie arm! Die Hand fährt bebend durch das weiße Haar. Wenn seine Augen Kornelius suchen, müssen sie an den Rosen vorbei, an den Karolinarosen, und dann weiß er, es ist derselbe Tag, dieselbe Not, dieselbe Stunde.

„Zehn Prozent, Kornelius!" bittet der Reeder.

„Ich kann dir das Geld nicht geben."

Feiner Duft fliegt dem Alten zu. Beginnen nun auch noch diese Rosen zu sprechen? Anzuklagen? Holten sie nicht diese schlimme Erinnerung aus der Vergangenheit, diese Sünde, die er, wie wollte er es sagen, ohne erbärmlich und lächerlich zu erscheinen, so oft schon bereut?

„Kornelius," sagte der Alte langsam, den letzten Trumpf spielend, „Jakobea ist auf dem Schiff!"

Da zuckt Kornelius einen Augenblick lang; aber er bleibt am Fenster stehen, er öffnet es langsam und fühlt nach dem kühlen Wind, der vom dämmernden Hafen heraufkommt, den emsigen, rastlosen Lärm der Arbeit tragend.

„Und auf der „Karolina"? Der Bruder meines Vaters, er, den du so sehr liebtest. Mit dem du an jedem Abend deinen Schoppen trankst, im „Anker der Liebe" drüben am Hafenweg, erinnerst du dich vielleicht?"

„Ich wußte es nicht! Ich wußte es nicht!" sagte Holger, und seine Stimme wurde leise, „ich gebe dir zwölf Prozent mehr, soviel du willst, aber vergiß, vergiß, Kornelius!"

Der Abend loderte dunkler über dem Geflecht der Werften, Krane zogen ihre Nacken ein. Im Zimmer der zwei feindlichen Männer prunkte das purpurne Licht; aber ein Wort zerriß diese Schönheit des Abend, ein einziges Wort: Haß, Feindschaft!

„Dein letztes Wort, Kornelius!?"

Kornelius schwieg. Er schob die Vase mit den Karolinarosen näher zu Holger. Wenn er ihm nur einmal angeblickt hätte. Sein Blick, seine Augen mußten Verzeihung sein. Aber es waren nur die großblättrigen, hellroten Karolinarosen, die ihn immerfort mit fremden, vorwurfsvollen Blicken bedrängten. Holger geht, langsam, schwer, besiegt, müde.

*

„In den Hafen hinaus, fort von der Stadt!" redet er dem Steuermann zu, der sein Motorboot um die Ozeanriesen dirigiert. Er haßt die Menschen! Er schämt sich ihrer. Er schämt sich seinesgleichen.

Stundenlang rauscht das Boot dahin; peitscht das Wasser auf, das die silbernen Gewebe des Mondlichtes trägt. Der Blütengarten des Himmels funkelt verlockend. Aber Holger sieht nicht die Innigkeit dieser Sommernacht. Die Last des Lebens sitzt auf ihm, die hat seinen Stolz zerbrochen und seine Ruhe verjagt. Er hatte heimkehren wollen zur Freundschaft; aber die Tür war verschlossen. Rosen, Blumen hatten sie versperrt! In seiner Einsamkeit fühlte er: nicht die Last des Lebens ist so schwer, aber das Wissen darum. Das Gewissen! Wie klein er wurde; wie fern sein starkes, stolzes Leben. Heute noch . . . aber morgen?

Dieser andere Morgen; dieser neue Morgen. Dieser andere Tag! Dieser grauenhafte, schreckliche, andre Tag, da alles verloren war. Dieser andre Tag!

„Wir müssen heim!" sagte der Steuermann. „Kein Benzin mehr!"

Holger steigt auf den Molo; es treibt ihn durch die Gassen. Immer hallen ihm dieselben Worte zu: der andre Tag! Die Straßen sind leer. Firmenschilder blinken im Mondlicht. In der Ferne fliegt der erste zage Lichtschein des jungen Tages über die See. Dies ist der andre Tag! Von den Kirchen läuten die vielstimmigen Glocken. Sie verwehen in den Fleets und Kanälen; wie still und in Schlummer gehüllt diese Häuser sind!

Wie es ihn heimwärts drängt! Er schlägt einen Bogen, aber es zieht ihn wie ein Magnet an sich; plötzlich steht er vor der Tür, sperrt langsam auf, schreitet durch den dunklen Korridor, die Treppe empor. Aus den schwarzen Ecken überfallen ihn die Gespenster der Angst. In den Schreibstuben liegt das Dämmern des andern Tages: die großen Geschäftsbücher auf den Pulten sind verschlossen; dieser andere Tag, dieser neue Tag wird sie ihm nehmen; alles wird er ihm nehmen. Alles!

Wenn er jetzt die Tür zu seinem Privatkontor öffnet, dann würde er die Nachricht finden, daß sein bestes Schiff... Er wird sie nicht lesen; er fühlte die Feigheit, die ihn forttrieb. Aber da hatte er die Klinke niedergedrückt, die Tür öffnete sich, er sah in sein Zimmer; der junge Tag füllte es mit hellem Licht. Von drunten scholl die Arbeit des Hafens herauf; wohl ihnen, die arbeiten können! Aber da, mitten auf seinem Tische Karolinarosen! Blaßrote, wundervolle Blüten. Das war die Abrechnung! Das war die Vergeltung! Holger bleibt unentschlossen unter der Tür stehen. Da lag auch das grüne Blatt einer Kabeldepesche. Er mußte es wissen, ob sein Schiff noch existiert! Er liest, es ist wahr; die „Sechs Brüder" sind wohlbehalten auf der Heimreise: ein Wunder hat das Schiff dem Sturm entrissen. Ein Wunder! Wie die Rosen duften! Diese wundervollen Rosen! Und neben ihnen liegt Geld, Geld von Kornelius.

Holgers Hände fassen nach den Ecken des Tisches; er setzt sich langsam. Ein seltsames, ungekanntes Gefühl schwingt in ihm. Eine junge Kraft, die freimacht. Sein schimmernder Blick gleitet über die Blumen hinweg, durch die offenen Fenster, auf die See einem Schiff entgegen, das aus der nebelhaften Ferne heraufkommt.

Die junge Sonne fliegt zauberhaft über den Hafen, über Dampfer, Masten und Wimpel. Wie alles lebt dort unten! Bunt, fröhlich, freudig!

Holger fühlte sich einer trostlosen Ewigkeit entrissen. Er fühlt sich wieder teilhaft an dieser freudigen Arbeit. Seine Hände greifen zögernd nach den blaßroten, duftstarken Rosen. „Karolina"!

Dies ist ein neuer Tag! Ein Tag der Abrechnung! Ein Tag des Vergessens, ein Tag der Freundschaft und der Liebe!

Der schönste Tag seines Lebens!

Soll dein Kind ein Lügner werden.

Nicht jede Frau, die Kinder hat, besitzt dadurch auch pädagogisches Talent, — man kann vielleicht einwenden, daß das ein Fehler der Natur ist, denn es ist eine Abweichung von dem Wort: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand. Aber die Tatsachen beweisen, daß dieser Widerspruch vorhanden ist; wäre jede Frau die geborene Pädagogin, vielmehr: wüchse ihr mit ihrem Kinde der pädagogische Sinn zu, so wäre unbedingt die Gesamtheit der Menschheit viel weiter, und wir brauchten sicherlich nicht über sehr viele Schäden der Gesellschaft zu klagen.

Man kann jedoch beobachten, wie auch kluge Frauen die Anlage zum Guten in ihren Kindern zerstören, meist durch Unüberlegtheit und durch schlechtes Beispiel. In dieser Hinsicht ist es nicht unvorteilhaft, sich eines sehr alten Büchleins zu erinnern, das schon im Jahre 1770 der deutsche Pädagoge Salzmann schrieb. Er gibt darin ein Rezept, wie man Kinder zu Lügnern machen kann, und dieses Kapitel kann wohl einer Mutter unserer Tage manches zu denken geben. Sehen wir uns einmal an, was da vor hundertfünfzig Jahren von einem weisen Menschenkenner gesagt wurde. Es heißt in dem Kapitel über die Anleitung zur Lüge:

„Hierin besaß Meister Stephan eine ungewöhnliche Geschicklichkeit. Er ließ kaum einen Tag vergehen, ohne es sich angelegen sein zu lassen, den kleinen Stephan wenigstens eine Lüge aus-

sprechen zu lassen. Merkte er, daß jemand ihn besuchen wollte, den er nicht treffen mochte, so schickte er den Knaben vor die Tür und sagte: „Hör einmal, wenn der oder jener kommt und fragt, ob dein Vater zu Hause ist, so sag: Vater ist nicht zu Hause. Vater ist aufs Feld gegangen."

Kam einmal eine arme Frau oder ein Kind, das um Brot bat, so sagte Meister Stephan zu seinem kleinen Sohn: „Geh hinaus und sage ihnen, daß wir selber kein Brot haben. Wir backen erst heute abend."

Der kleine Sohn ging nicht gern in die Schule, sondern schwänzte oft unter allerlei Vorwänden. Wenn dann der nächste Tag kam, hatte er noch mehr Angst, in die Schule zu gehen. „Nein, ich wage nicht, in die Schule zu gehen," sagte er, „ich bekomme Prügel, weil ich gestern nicht da war." Aber Meister Stephan wußte Rat. „Du Dummkopf," sagte er, „du brauchst doch bloß zu sagen, daß du gestern ein Lexativ genommen hast oder für mich irgend eine Besorgung machen mußtest. Das muß der Schulmeister doch glauben."

Frau Stephan war sehr sparsam und drehte jeden Pfennig zehnmal um, ehe sie ihn ausgab. Wenn nun der kleine Sohn bat: „Mutter, schenk mir einen Pfennig, ich will mir eine Semmel kaufen," oder wenn er um einen Dreier bat, um sich Kirschen oder Erdbeeren zu kaufen, so wurde er gewöhnlich abgefertigt. „Unsinn! Ein Junge wie du braucht nicht solche Leckereien!"

Trotzdem aß Stephan alle Tage Kirschen und Erdbeeren oder was sonst die Jahreszeit brachte. Sein Vater steckte ihm ein Dreierstück nach dem andern zu und gab ihm immer den wohlmeinenden väterlichen Rat: „Da hast du Geld. Geh und kauf dir was. Aber laß Mutter es nicht sehen. Und wenn sie etwas merken sollte, so sag, daß der Pate dir das Geld geschenkt hat." Der junge Stephan machte in kurzer Zeit ungewöhnliche Fortschritte im Lügen. Er war imstande, ohne zu erröten, lange Geschichten zu erzählen, an denen nicht ein wahres Wort war. Dann lachte sein Vater, daß ihm der Bauch wackelte, und sagte: „Das ist ein ganz durchtriebener Schlingel, der hat den Kopf auf dem rechten Fleck!"

Als er größer wurde, machte er aber manche Streiche, die dem Vater nicht gefielen. An den Sonntagvormittagen ging er oft ins Wirtshaus und sagte beim Nachhausekommen, daß er in der Kirche gewesen sei. Fragte ihn dann sein Vater, was er von der Predigt behalten habe, konnte er so viel erzählen, daß der Vater nie auf den Gedanken kam, ihm nicht zu glauben.

In der Woche lief er halbe Tage von der Arbeit weg unter dem Vorwand, den Paten, die Tante oder die Großmutter besuchen zu wollen, und suchte liederliche Orte auf. Der Vater vermißte dann und wann Geld, und eines Tages bei Tisch sagte er: „Ich muß einen Spitzbuben im Hause haben, das kann nicht anders sein, und ich werde ihn erwischen, koste es, was es wolle."

Da flüsterte der junge Stephan dem Vater ins Ohr: „Willst du wissen, wer der Dieb ist? Das ist der Geselle. Er gibt so viel Geld im Wirtshaus aus, daß die ganze Stadt darüber spricht. Vermißt du nicht einen sächsischen Gulden? Na, siehst du, den hat er vorigen Sonntag im Wirtshaus verspielt."

Natürlich wurde Meister Stephan sehr zornig. Er nahm sich den Gesellen vor und schimpfte ihn Dieb und Spitzbube.

„Oho!" sagte der Geselle, „das soll Ihnen teuer zu stehen kommen, mich Spitzbube zu nennen."

Und er lief aufs Rathaus, klagte seinen Meister an und setzte es durch, daß dieser ihm Abbitte leisten und außerdem etliche Gulden Buße bezahlen mußte.

Und wie es zu sein pflegt: Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Meister Stephan kam allmählich hinter alle Schelmenstreiche seines Sohnes. Er schalt ihn, er prügelte ihn, er drohte mit Zuchthaus, aber nichts half. Mit der Zeit wurde Meister Stephan ein armer Mann. Er, der früher viele Gesellen gehabt hatte, mußte selber als Geselle arbeiten. Da pflegte er oft zu klagen: „Ich armer Mann. In dieses Unglück hat mein Sohn, dieser Galgenstrick, mich gestürzt. Nie hat er ein wahres Wort gesagt. Er lügt, daß sich die Balken biegen. Wenn ich nur begreifen könnte, wo er das verdammte Lügen gelernt hat!"

Professor Lüdemann als Raucher.

Lustige Anekdoten.

Am Gymnasium in Magdeburg wirkte als Lateinlehrer vor Jahrzehnten der als Original weithin bekannt gewesene Professor Lüdemann. Er war der Held unzähliger Raucheranekdoten. Als das elektrische Licht sich einzubürgern begann, war Lüdemann einer der ersten, der in seinem Hause elektrische Beleuchtung hatte. Er wurde damals viel gefragt, wie ihm das neue Licht gefalle.

„Nun ja," pflegte er zu sagen, „es ist ja ganz nett, hat aber einen großen Fehler!"

„Welchen denn, wenn man fragen darf?"

„Na, man kann die Pfeife nicht daran anzünden."

*

Lüdemanns Gattin war eine herzensgute Frau, aber sehr, sehr sparsam. Zum Geburtstage pflegte sie ihrem Manne, trotzdem sie seine Raucherleidenschaft im stillen verdammte, eine Kiste Zigarren zu schenken. Die gute Seele rühmte dann stets die Gutherzigkeit ihres Ehegefährten, „denn," sagte sie, „so oft ich ihm eine Kiste Zigarren schenke, immer raucht er nur eine einzige davon. Alle übrigen verschenkt er. Er hat wirklich ein gutes Herz!"

Lausbuben, wie sie jede Schulklasse hat, hatten ihm einmal die mit feinstem Knaster wohlgefüllte lange Pfeife, die am Katheder lehnte, geleert und sie mit Seegras gestopft. Als Lüdemann die Klasse betrat, merkte er natürlich den Schelmenstreich beim ersten Zuge, rauchte aber die Pfeife, ohne mit der Wimper zu zucken, mannhaft zu Ende und verließ am Ende der Stunde die Klasse, als ob nichts geschehen sei. Die Lausbuben blieben im starren Staunen zurück.

*

Lüdemanns Lieblingsthema war: „Die Anfänge der römischen Herrschaft in Gallien." Eines Tages überraschte er seinen Jüngsten, der leichenblaß aus einer selbstgefertigten Pfeife qualmte.

„Warum rauchst du?" fragte er böse.

„Weil man schon in einem gallischen Grabmal eine Pfeife gefunden hat," war seines Sprößlings Antwort.

Lüdemann war entwaffnet.

Aus aller Welt.

Wichtige Funde in Palästina. Ueber die letzten, von der Regierung in Palästina veranlaßten Ausgrabungen wird aus Jerusalem berichtet: Unlängst wurde eine belangreiche Entdeckung in der Nähe von Nebi Rubin, im Südosten von Jaffa, gemacht. In einen Felsen eingehauen wurde ein Mausoleum gefunden, bestehend aus einer Halle, zwei Kammern und einer Nische, zu denen eine große Anzahl Treppenstufen führten. In dem Mausoleum fanden sich verschiedene Gegenstände vor, so eine Vase aus Alabaster mit, aller Wahrscheinlichkeit nach, hieroglyphischen Zeichen, große irdene Krüge, kleine Schalen und so weiter. Spuren von Leichenverbrennung waren deutlich sichtbar. Ein Teil der Gegenstände wurde nach Jerusalem gebracht, ein andere Teil verblieb in Jaffa, um dort den Anfang eines örtlichen Museums zu bilden. Das Mausoleum gehört der mittleren Zeit des Bronzezeitalters an, ungefähr 1600 Jahre vor Christus. Diese Ausgrabung ist von großem Wert, weil sie ein Beweis dafür ist, daß die Umgebung von Jaffa schon vor der Zeit der Kanaaniter bewohnt war. Man erwartet bei den fortsetzenden Ausgrabungen noch andere Gräber zu finden.

Vertilgung von Blattläusen im Sommer. Für die Blattläusebekämpfung verwendet man nach der „Umschau" Spritzmittel und Stäube- bzw. Räuchermittel. Von den ersteren kommt in Frage: Spritzen mit Seifen- und Tabaklösungen (gewöhnliche, Spiritus-, Kresolseifenlösung, Tabak-Seifenlösung, Tabak-Spiritus-Seifenlösung, Tabak-Kupferkalkbrühe, Quassia-Seifenlösung, Petroleumseifenemulsion), Aphidon, Aphisan, Exodin, Hohenheimerbrühe und Venetan. Zum Stäuben und Räuchern benutzt man Tabaksstaub, Insektenpulver und Räucherkerzen.

Wo liegt der Mittelpunkt Nordamerikas? Der in Nord-Dakota liegende und wegen seiner romantischen Umgebung bekannte Teufelssee besitzt nunmehr für die Amerikaner eine ganz besondere Bedeutung. Man hat nämlich vor kurzer Zeit berechnet, wo sich der Mittelpunkt des nordamerikanischen Kontinents befindet und ist dabei zu dem Ergebnis gelangt, daß diese Stelle, die genau auf 48 Grad und 10 Minuten nördlicher Breite und 100 Grad und 10 Minuten westlicher Länge liegt, nur wenige Meilen vom Teufelssee (Devils-Lake) entfernt ist. Auf diese Weise ist der See nun auf einmal zu einer Berühmtheit gelangt, an die noch vor kurzem kein Mensch dachte.

Neue Tiefseeforschungen. Der amerikanische Tiefseeforscher Dr. Beebe hat einen neuen Tauchzylinder konstruiert, mit dem er eine englische Meile tief tauchen will, um das Geheimnis der Tiefsee zu erforschen. Er hält sich zurzeit in England auf auf der Suche nach einer Glasart, die dem gewaltigen Druck des Wassers standhält.

Ein Tintenstrom. In Algier gibt es einen Fluß, der durch das Zusammenströmen zweier kleinerer entsteht, von denen der eine eisenhaltig ist und der andere eine Säure mit sich führt, wodurch das Wasser die Färbung von schwarzer Tinte bekommt.

Feuer in der Erde. In Pennsylvanien befindet sich eine der reichhaltigsten Steinkohlenadern der Welt, die aber vom Feuer bedroht wird. Seit 1858 hat man ein unterirdisches Feuer festgestellt, das einzudämmen trotz Anwendung modernster Mittel bis heute noch nicht gelungen ist.

Fröhliche Ecke.

Immer Geschäftsmann. „Zum drittenmal finde ich ein Haar in der Suppe, Ober! Könnte ich die Köchin mal sprechen?"
„Beschwerden werden am Büfett entgegengenommen!"
„Beschweren will ich mich nicht; ich habe ein vorzügliches Mittel gegen Haarausfall zu verkaufen!" („Fliegende Blätter")

Das Erkennungszeichen. Theaterbesucher während der Pause: „Verzeihen Sie, habe ich Ihnen vorhin, als ich hinausging, nicht den Fuß getreten?" — „Ja, allerdings," antwortet der Gefragte wütend. — „Dann ist es gut," bemerkt der andere, „dann habe ich meinen Platz in dieser Reihe!"

Was ist ein Junggeselle? „Papa, was ist ein Junggeselle?" — „Ein Junggeselle, mein Sohn, ist ein Mann, der acht gibt, nicht ins Verderben zu rennen."